

KRITISCHE ARBEIT AN DEN REGIMEN VON HISTORIZITÄT

Geschichte ist weder etwas Wertfreies, noch kann sie lediglich als eine Zusammentragung sogenannter Fakten verstanden werden. Doch lange Zeit strebte die traditionelle Geschichtswissenschaft nach einer chronologisch kohärenten, verbindlichen Erzählung von Geschichte, anstatt situierten Praktiken Vorzug zu geben und partiale Beziehungen zur Vergangenheit herzustellen. Spätestens mit dem *linguistic turn* als »Mega-Turn« (Bachmann-Medick 2009, S. 33), der durch die gleichnamige Publikation von Richard M. Rorty, *The Linguistic Turn* (1967), bekannt wurde und welcher die »Sprachabhängigkeit jeglicher Erkenntnis« (Bachmann-Medick 2010) konstatierte, geriet der Diskurs um Geschichte und historisches Denken in Bewegung. Dies bedeutete für die Geschichtswissenschaft eine Legitimationskrise, da die sprachliche Verfasstheit von Geschichte und mit ihr die Prozesse von Geschichtsschreibung grundlegend problematisiert wurden. Insbesondere der im Zuge des *linguistic turn* neu in die Diskussion hinzugekommene Aspekt der Narrativität von Geschichte, der ein Verständnis dazu entwickelte, dass ein Gegenstand aus einer bestimmten Perspektive konturiert ist, führte die Konstruiertheit von Geschichte vor Augen und beeinflusste auch geschichtswissenschaftliche Methoden.

Dieser Perspektivenwechsel im Geschichtsdiskurs, der sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzog, interessiert sich für die Vertiefung der Kritik an hegemonialen Formen von Geschichtsschreibung. Gemäß dem Literaturwissenschaftler und Historiker Hayden White, der als eine zentrale Figur im Zusammenhang des *linguistic turn* angeführt wird und der sich kritisch gegenüber sprachlichen Vermittlungsformen als angeblich transparenten Medien einer Wirklichkeitsdarstellung äußert, kann Geschichte nicht ausschließlich auf Faktizität reduziert werden, da es nicht möglich ist, Geschehenes nach ausschließlich objektiven Wahrheitskriterien abzubilden. Stattdessen ist Geschichtsschreibung von einer »historischen Einbildungskraft« (White 1991) oder, wie White es an anderer Stelle bezeichnet, der »Fiktion der Darstellung des Faktischen« (White 1986, S. 145) durchdrungen und konstruiert die sogenannte Wirklichkeit. Geschichtswiedergabe ist in seinen Augen also durch fiktive Erzählstrukturen geprägt, welche Geschichte nicht nur als vorgefunden wiedergeben, sondern erfinden und somit zur Konstruiertheit historischer Arbeit beitragen. Damit führt White eine disruptive Perspektive auf den traditionellen Begriff von Geschichte fort und entwickelt schließlich den Begriff der »Metahistory« (White 1973), mit dem er beschreibt, wie sich Historiker*innen des 19. Jahrhunderts in der Theorie am historischen Realismus orientierten, in der Praxis Geschichte jedoch auf eine literarische Weise erzählten bzw. schrieben.

White hebt in seinem Ansatz insbesondere die Perspektivität der Erzählenden hervor, die Ereignisse in einen narrativen Zusammenhang übertragen und dabei eine bestimmte Interpretation vornehmen, die eine mythische Form annimmt:

»Jedes Geschichtswerk besitzt einen Mythos, und wenn es verschiedene Formen von Fiktion gibt, deren Grundlage verschiedene identifizierbare mythische Archetypen sind, so gibt es auch verschiedene Formen der Geschichtsschreibung – verschiedene Weisen des hypotaktischen Ordners der ›Fakten‹, die in der Chronik der Ereignisse, die zu einem bestimmten räumlichen und zeitlichen Punkt vorgefallen sind, enthalten sind, dergestalt, daß Ereignisse innerhalb der gleichen Ereignisfolge verschiedene Funktionen haben können, um verschiedene *Bedeutungen* – moralische, kognitive oder ästhetische – innerhalb verschiedener fiktionaler Matrices darzustellen.«
(White 1986, S. 151, Hervorh. im Orig.)

Damit unterstreicht der Literaturwissenschaftler, dass die Erzählweise nicht nur eine Darstellungsform für historisches Material ist, sondern bestimmte Erkenntnisse erst hervorbringt, Bedeutungen produziert, und versteht Geschichte somit als Narration. Die Kunst- und Kulturwissenschaftlerinnen Sigrid Schade und Silke Wenk merken an, dass der Begriff *linguistic turn*

»zu einer vereinheitlichenden Bezeichnung eines wissenschaftlichen Paradigmenwechsels [wurde], der sich grundsätzlich auf ein neues Denken von Subjektivität im Verhältnis zu Gesellschaft bezog. Die Sprache als Repräsentant gesellschaftlich-sozialer Konventionen ist in dieser Konzeption als das gedacht, was dem Subjekt vorausgeht und Subjektivität als etwas, was sich in der Versprachlichung als unhintergebar Teilprozess der ›Vergesellschaftung‹ erst vollzieht: Sprache als vorgängige Voraussetzung für die Sozialität des Subjekts.« (Schade/Wenk 2011, S. 43–44)

Mit einer selbstkritischen Reflexion von Sprache und der Subjektivität von Erzählungen innerhalb von Geschichtsschreibung geht in der jüngeren Geschichtswissenschaft auch die Vorstellung einher, Geschichte als Resultat sozialer Praktiken anzuerkennen, wozu insbesondere der diskursanalytische Ansatz des Philosophen, Historikers und Soziologen Michel Foucault beigetragen hat. So wurde von Foucault die mit dem Gesagten verbundene »tiefe Zusammengehörigkeit der Sprache mit der Welt« (Foucault 1971, S. 75) in *Die Ordnung der Dinge*.

Eine Archäologie der Humanwissenschaften angesprochen. Foucaults Ansatz betont den konstruierten und konstruierenden Charakter von Geschichte, indem er von ihr annimmt, dass sie »eine bestimmte Art für die Gesellschaft [ist], einer dokumentarischen Masse, von der sie sich nicht trennt, Gesetz und Ausarbeitung zu geben« (Foucault 1981, S. 15). Sein Verständnis von Geschichte basiert auf Einschnitten, auf der Diversität von Rationalitäten sowie auf Diskontinuitäten wissenschaftlicher Entwicklungen. Methodologische Herausforderungen kennzeichnen dabei die »neue Geschichte« (ebd., S. 59), wie Foucault sie bezeichnet, und führen dazu,

»daß man gezwungen ist, die Werke aufzulösen, die Einflüsse von Tradition zu ignorieren, definitiv die Frage nach dem Ursprung aufzugeben, die beherrschende Präsenz der Autoren verschwinden zu lassen, und daß so all das verschwindet, was im eigentlichen die Geschichte der Ideen bildete.« (ebd.)

Diese Aussage liest sich nicht ohne Ironie, ist Foucault doch selbst zu einem zentralen Ideengeber bzw., um mit seiner Terminologie zu sprechen, »Diskursivitätsbegründer« (Foucault 1974, S. 24) geworden. Seiner Auffassung nach räumen Diskursivitätsbegründer*innen jedoch auch die Möglichkeit »für etwas anderes [ein,] als sie selbst [geschaffen haben], das jedoch zu dem gehört, was sie begründet haben« (ebd., S. 25). Es ist ein darin angelegtes Verständnis, das Diskurse als von Wandlungen durchzogene betrachten lässt, durch welche vorangehende Ansichten in den Hintergrund treten und neue Einzug halten können. In diesem Sinn Geschichte als nicht-linear verlaufenden Prozess zu denken, war ihm ebenso ein Anliegen wie Herrschaftsansprüche von Erzählperspektiven zu unterminieren, die nach Kontinuität streben. So resümiert der Historiker Hans-Jürgen Goertz: »Foucaults historische Arbeit [ist] nicht an dem interessiert [...], was gedacht und gesagt wurde, ihm gehe es vielmehr um die Bedingungen, unter denen dieses oder jenes zu sagen möglich war.« (Goertz 2001, S. 107–108) Geschichte, präzisiert Goertz weiter, »ist der Versuch, ein Verhältnis zur Vergangenheit herzustellen [...], nicht die Vergangenheit als solche« (ebd., S. 118).

Die geschichtsphilosophischen Ansätze von White und Foucault stehen hier notwendigerweise ausschnitthaft für eine Debatte um das Thema Geschichte in der Postmoderne und sollen an dieser Stelle vor allem einen kursorischen Einblick in zwei diskursorientierte Perspektiven gewähren, die – gemeinsam mit anderen Akteur*innen – zu einer Überarbeitung eines traditionellen Geschichtsverständnisses beigetragen haben. Der *linguistic turn* war nicht zuletzt auch Anstoß für jene theoriebildenden Ansätze, die unter dem Begriff des

Poststrukturalismus diskutiert, weitergeführt bzw. »radikalisiert« (vgl. Rehmann 2014, S. 83) wurden. Er war richtungsweisend für die parallel seit den 1970er Jahren stattfindenden Auseinandersetzungen zu Fragen von historisch gewachsenen, vergeschlechtlichten und identitätspolitischen Konstruktionsmechanismen wie u. a. von Stuart Hall, Edward Said, bell hooks, Gayatri Chakravorty Spivak, Donna Haraway, Judith Butler oder Homi K. Bhabha.⁴ Diese Ansätze stellen in ihren feministischen, postkolonialen und transnationalen Weiterführungen bis heute die historiografische Operation, welche man verkürzt mit den Aktivitäten der Dokumentation, Auswahl, Bewertung, Kommentierung und schliesslich Textwerdung von Geschichte beschreiben kann, infrage. Sie problematisieren moderne Erkenntnis-haltungen, dekonstruieren die darin innewohnenden Macht- und Herrschaftsmechanismen und vertreten eine Geschichtsauffassung, die sich von einem Kontinuitätsdenken und einer Bewegung des Fortschritts abwendet sowie historisches Wissen hinsichtlich der Dominanz von Meistererzählungen und damit verbundenen Konstruiertheiten von Geschichte befragt (vgl. Sandl 2002, S. 332–333).⁵

Allesamt stellen diese Ansätze wirksame Einflüsse im (Um-) Denken und bei der (Neu-)Herstellung von Historizität dar und verbinden sich mit gesellschaftlichen Formationen und politischen Ereignissen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Komplexität der von ihnen bewirkten epistemologischen Umbrüche und wie diese mit bestimmten historischen Umbrüchen zusammenhängen, kann an dieser Stelle kaum hinreichend nachgegangen werden. Zu einigen solchen historischen Umbrüchen zählen unter anderem die entsetzlichen geopolitischen Geschehnisse, Grausamkeiten und Erfahrungen

4 Vgl. hierzu exemplarisch folgende Publikationen: Texte von Stuart Hall seit den 1970er Jahren, übersetzt in den Sammelbänden *Ausgewählte Schriften 1: Ideologie, Kultur, Rassismus* (1989); *Ausgewählte Schriften 2: Rassismus und kulturelle Identität* (1994a); *Ausgewählte Schriften 3: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt* (2000); *Ausgewählte Schriften 4: Ideologie, Identität, Repräsentation* (2004), außerdem Publikationen von Edward Said, *Orientalism* (1978), bell hooks, *Feminist Theory. From Margin to Center* (1984), Gayatri Chakravorty Spivak, *In Other Worlds. Essays in Cultural Politics* (1987), Donna Haraways Aufsatz »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective« (1988), die Publikationen von Judith Butler, *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* (1990) und Homi K. Bhabha, *The Location of Culture* (1994).

5 Einen Vorläufer einer solchen Geschichtsauffassung findet man bereits bei Walter Benjamin Anfang des 20. Jahrhunderts. Benjamin distanziert sich davon, das Erinnerungswürdige an den einseitigen, erfolgsbehafteten und dominanten »Sieger«-Erzählungen festzumachen. Er entfernt sich von den Narrativen des Erfolgs und macht sich stattdessen zur Aufgabe, »Geschichte gegen den Strich zu bürsten« (Benjamin 1991a, S. 697). Benjamins Geschichtsauffassung wird im Kapitel zu Petrit Halilaj einen größeren Stellenwert einnehmen, siehe Kapitel: Zu Walter Benjamins archäologischer Denkfigur des Erinnerns, S. 263 ff. Siehe zur Unterscheidung von »expliziten« und »impliziten« Meistererzählungen auch Gabriel Motzkin (2002, S. 371–374).

des Zweiten Weltkriegs, ein in der Nachkriegszeit existentes Bedürfnis nach einer Überwindung rassistischer, diskriminierender und hegemonialer Strukturen und die Forderungen nach sozialer Gleichheit sowie nach einer Aufarbeitung des kolonialen Erbes.

Diskursive Perspektiven wie diese hatten Effekte auf eine methodische und thematische Pluralisierung von Geschichtsschreibung, die sich vom Singular *einer* Geschichte entfernte und den Historiografiediskurs von seiner dominant wissenschaftlichen hin zu einer »memorialen« (Assmann 2006, S. 143) Dimension verschoben hat und inzwischen vermehrt verschiedene transdisziplinäre Dimensionen miteinander verknüpft. Dies hat gemäß der Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Astrid Erll unter anderem zur Folge, dass die geschichtspolitische Debatte eine Erweiterung um die Fokussierung von »Erinnerung« und »Gedächtnis« erfahren hat, welche sowohl von kollektiven als auch individuellen Gedächtnisprozessen beeinflusst sind sowie sozialen und kulturellen Bedingtheiten unterliegen (vgl. Erll 2017, S. 4, 38–39). Die Historiker Joachim Eibach und Günther Lottes betonen in ihrem Sammelband *Kompass der Geschichtswissenschaft* die »Pluralisierung der Zugänge zur Vergangenheit« (Eibach/Lottes 2002, S. 7), die aus ihrer Sicht vor allem durch die »kulturelle Dynamik der Gegenwart« (ebd.) bewirkt wird. Die fortwährenden Diversifizierungen der Ansätze unterziehen insbesondere die westlich geprägte Geschichtswissenschaft und deren traditionelles Verständnis von Geschichte als Fortschrittserzählung einer Re-Perspektivierung und rücken neue Themenfelder in den Fokus der Geschichtsschreibung, welche den Referenzgegenstand Geschichte aus feministischen, postkolonialen und transnationalen Perspektiven adressieren und neue Sinnstrukturen in historiografische Prozesse hineintragen.

Laut Goertz hat auch die Loslösung von eindeutigen Gegenständen und Methoden in der Geschichtswissenschaft zu einer Verunsicherung der traditionellen Geschichtsschreibung geführt; dies veranlasst ihn zu der Annahme, dass »[d]ie Bemühung um die Vergangenheit [...] immer eine »unsichere Geschichte« bleiben« (Goertz 2001, S. 104) wird. Angesichts der Tatsache, dass unterschiedlich gelebte Gegenwarten koexistieren, kann gemäß Goertz Geschichte also als etwas »Unsicheres« aufgefasst und zum Gegenstand der Verhandlung werden. Mit Schade formuliert, stellt die Auffassung von der »grundsätzliche[n] Unabschließbarkeit« (Schade 2013, S. 12) ein für die Geschichte voraussetzendes Prinzip dar und bildet eine Prämisse für den Umgang *mit* und die Anordnung *von* historischem Material. Gerade die »Anordnungsmodalitäten« (Hartog 2010, S. 85) von Vergangenheit, aber auch von Gegenwart und Zukunft betrachtet der Historiker François Hartog unter dem Aspekt eines »Geschichtlichkeitsregimes« (*régime d'historicité*), das für ihn ein Instrument darstellt,

»mit dem man die diversen Zeiterfahrungen und sogar Zeitkrisen untersuchen kann, also die Momente, die Hannah Arendt ›Lücken‹ genannt hat und in denen die Evidenz des Laufs der Zeit zu verschwimmen beginnt. [...] Mit Hilfe dieses Instruments kann man die *Zeitkrisen* in der Vergangenheit mit denen in der Gegenwart vergleichen, in der wir leben.« (ebd., Hervorh. im Orig.)

Nach Hartog ist das Konzept des Geschichtlichkeitsregimes eine Möglichkeit, ein Mischverhältnis zwischen den drei Kategorien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herzustellen und dabei etwas über ›*Zeitkrisen*‹ in Erfahrung bzw. zum Vorschein zu bringen. Es handelt sich dabei um eine zeitdiagnostische Betrachtung, bei der Hartog insbesondere die Wichtigkeit zeitgenössischer Zeiterfahrung von Gegenwart hervorhebt, weil die Gegenwart omnipräsent geworden sei und vermehrt zu ihrem eigenen Betrachtungshorizont werde, wofür er den Begriff des ›Regimes des Präsentismus‹ (*le régime du présentisme*) vorschlägt. (vgl. ebd., S. 85–86) Der damit eröffnete Fragenhorizont zur Krisensymptomatik einer Gegenwart und eine darin mögliche Handlungsfähigkeit wird für meine Beschäftigung mit den künstlerischen Arbeiten von besonderem Interesse sein. Dies betrifft sowohl Fragen eines Geschichtsbegriffs als auch die im Zeitalter der Globalisierung eminent wichtig gewordenen Fragen nach der Verflochtenheit von Geschichte(n).

GEGENWARTSKUNST UND IHRE AUFBRÜCHE IN NEUE GESCHICHTLICHKEITEN

Text wird als alleiniger Vermittler von Wissen seit dem auslaufenden 20. Jahrhundert kritisch verhandelt und erfährt im Hinblick auf andere geschichtsherstellende Medien eine transdisziplinäre Erweiterung. Dies zeitigt insbesondere die Etablierung der epistemologischen Funktion von ›Bildern‹ durch die Kulturwissenschaften in der Diskussion des *pictorial* bzw. *iconic* bzw. *visual turns* in den 1990er Jahren, welche seither in den englischsprachigen *Visual Culture Studies* bzw. in den deutschsprachigen *Studien visueller Kultur* verhandelt wird.⁶

6 Vgl. im englischsprachigen Raum zu den *Visual Culture Studies* die Schriften von James Elkins (2008) und William J. Thomas Mitchell (2008) oder im deutschsprachigen Raum zu den *Studien visueller Kultur* bei Sigrid Schade und Silke Wenk (2011). Schade und Wenk betonen in ihrer Publikation, dass es sich bei der Wende vom *linguistic turn* hin zum *pictorial* bzw. *iconic* bzw. *visual turn* in den 1990er Jahren

um ein Projekt der Bildkritik in Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Bildkulturen handelt. Durch den vorgeschlagenen Paradigmenwechsel wird »beansprucht bzw. gefordert, innerhalb wissenschaftlicher Konstellationen oder Diskursformationen Fragen nach dem Status des Bildes auf eine gänzlich neue, innovative Weise zu stellen« (Schade/Wenk 2011, S. 42). Die Beschäftigungen